



Rosie  
Thomas



*Zeit der Liebe,  
Zeit des  
Kampfes*



**Weltbild**

Amy Lovell, aufgewachsen auf dem herrlichen Landsitz ihrer aristokratischen Familie, will weder das Leben ihrer angepassten Schwester führen, die einen konservativen Politiker heiratet, noch sich wie ihre Mutter ins schillernde Gesellschaftsleben stürzen. Eines Tages begegnet sie Nick Penry, der auf eine ganz andere Jugend zurückblickt: Schon früh musste er als Bergarbeiter sein Brot verdienen und kämpft nun in der Gewerkschaft um bessere Lebensbedingungen für seine Kollegen. Eine leidenschaftliche Liebesgeschichte zwischen den beiden so unterschiedlichen Menschen beginnt ...

Rosie Thomas

# Zeit der Liebe, Zeit des Kampfes

Roman

Aus dem Englischen von Renate Zeschitz

## **Weltbild**

Rosie Thomas ist eine begeisterte Reisende und Bergsteigerin. Sie ist in den Alpen und im Himalaya unterwegs gewesen, hat an einer Autorallye von Peking nach Paris teilgenommen und verbrachte einige Zeit auf einer winzigen bulgarischen Forschungsstation in der Antarktis. Sie lebt in London und hat eine ganze Reihe von erfolgreichen Romanen geschrieben.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel The white dove.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199  
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1986 by Rosie Thomas

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1989 by Ernst Kabel Verlag GmbH, Hamburg

Übersetzung: Renate Zeschitz

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-126-5

Für Caradoc

Die Verfasserin dankt Mavis King Bamberger, Shirley Sabatino, Ellen Levine, der Karl Marx Memorial Library und besonders Susan Watt für ihre Unterstützung und Ermutigung.

# Teil 1



# 1.

Die Zeder war vierhundert Jahre alt – so alt wie der Landsitz selbst. Ihr Schatten war tiefer, kühler und duftender als der der anderen großen Bäume im Park. Von der Abgeschlossenheit des trauten Familienkreises konnte der Blick über die lichtdurchflutete Gesamtheit der Rasenfläche, zurück zur Terrasse und zu den dahinter aufragenden grauen Mauern schweifen. Das erfrischende Plätschern des Springbrunnens brachte eine willkommene Abkühlung in die drückende Mittagshitze jenes Julitages im Jahre 1916.

Amy Lovell saß kerzengerade auf ihrem Stuhl. Ihr Kinn reichte gerade bis zu dem weißen, gestärkten Tischtuch. Mit großen Augen starrte sie auf den zum Nachmittagstee gedeckten Tisch. Da waren Sandwiches aufgetürmt, winzige Pastetchen mit Sahne und Himbeeren, fett glänzender Ingwerbiskuitkuchen, den sie besonders gern mochte, und verlockend duftende Früchtekuchen. Seit dem Mittagessen mit der Kinderfrau um zwölf Uhr waren schon einige Stunden vergangen und Amy war hungrig. Aber sie saß mucksmäuschenstill da und hatte die Hände gefaltet in ihrem Schoß liegen. Nicht einmal die gestärkten Rüschen ihres Unterrocks raschelten. Ihre Füße steckten in polierten Stiefelchen mit aufwendigem Knopf- und Schnürverschluss. Sie reichte mit den Füßen noch nicht auf den Boden, aber sie hielt sie ganz ruhig. Erst gestern hatte ihr Vater darauf bestanden, dass sie von der Teerunde ausgeschlossen wurde, weil sie mit den Beinen gebaumelt hatte, und das, noch ehe sie ein Sandwich oder gar ein Ingwerbiskuit bekommen hatte. Die vierjährige Amy blinzelte seitlich zu ihrer Schwester Isabel hinüber, die sechs Jahre alt war und wie immer ruhig und gelassen dasaß.

Unhörbar hatte sich von rechts Glass, der Butler, mit einem Beistelltisch genähert, der mit dem silbernen Teeservice gedeckt war.

»Ich werde selbst einschenken, Glass, vielen Dank«, sagte Amys Mutter mit ihrer eigenartigen, tiefen Stimme. Als Amy zum ersten Mal das Wort »schleppend« hörte, dachte sie sofort an die Redeweise ihrer Mutter.

»Sehr wohl, Mylady.«

Mr Glass kehrte über den Rasen zum Haus zurück, flankiert von den beiden Dienstmädchen, deren Schürzen- und Häubchenbänder im Wind flatterten. Die Familie blieb allein zurück. Amy seufzte zufrieden auf. Das war der schönste Augenblick des Tages – wenn sie und Isabel Mama und Papa ganz für sich alleine hatten.

Lady Lovell langte nach der silbernen Teekanne. Ihr rotbraunes, dichtes Haar umrahmte in weichen Wellen ihr Gesicht. Dort, wo es im Nacken zusammengenommen war, glitzerten Schweißperlen auf der weißen Haut. Das blassrosa Seidenkleid war reich gefältelt, konnte jedoch nicht die unförmigen Rundungen der letzten Schwangerschaftstage verbergen. Seufzend ließ sie ihre Hand wieder in ihren Schoß sinken.

»Könntest du das tun, Gerald? Glass nimmt es immer so wichtig und es ist so schön, wenn wir einmal unter uns sind.«

»Dafür wird er bezahlt, Adeline«, erinnerte sie Lord Lovell, aber ohne die Gereiztheit in der Stimme, die er vor sieben Jahren bei solchen Gelegenheiten gezeigt hatte.

Er hatte sich auf den ersten Blick in die attraktive achtzehnjährige Tochter eines Stahlmagnaten aus Amerika verliebt, die in London ihre erste Ballsaison absolvierte. Und Adeline van Pelt aus Pittsburgh war ebenso vom alten Adelstitel ihres Verehrers wie von seinem etwas steifen Charme beeindruckt und gab ihm bald ihr Jawort, obwohl er doppelt so alt war wie sie.

Anfangs war es nicht leicht gewesen auf dem großen Landbesitz Chance. Lord Lovell war Witwer und hatte einen zwölfjährigen Sohn. Seine Lordschaft fand geziemendes Wohlgefallen an hübschen Mädchen, liebte Pferde, Kartenspiele und seine Besitztümer. Die neue Lady Lovell, die ihm am Ende der Ballsaison auf sein Gut folgte, hatte nur eine sehr vage Vorstellung von ihrem zukünftigen Leben. Nach rauschenden Ballnächten und einer Vielzahl von Bewunderern war sie plötzlich den ganzen Tag auf sich alleine gestellt, während Gerald ausritt, jagte oder mit den Gutsverwaltern zu tun hatte. Doch nachts im Schlafzimmer wandelte er sich auf wunderbare Weise zu einem Traummann. Es war unfassbar für Adeline, dass ihr Mann den ganzen Tag vorgab, eine Person zu sein, die er nicht war, und die Leidenschaft

und Fröhlichkeit nur an sich heranließ, wenn sie nachts alleine waren.

Besorgt stellte Gerald fest, dass seine Frau sich leicht langweilte und dann kapriziös und launisch war. Entweder gähnte sie ununterbrochen oder sie lud despektierliche Leute ein. In einem Anfall von Begeisterung strich sie die Wände der Bibliothek in marmoriertem Rosa. Sie schmuste unzweifelhaft mit ihrem Mann vor den Dienstboten, küsste ihn in aller Öffentlichkeit und hatte kurzum überhaupt keine Vorstellung, was man von einer Lady Lovell erwartete.

Und doch strafte sie alle Skeptiker Lügen, die der ungewöhnlichen Verbindung höchstens ein Jahr gegeben hatten. Die Lovells wurden ein glückliches Paar. Gerald ging allmählich ein wenig aus sich heraus und Adeline passte sich ihm zuliebe ein wenig an die Gepflogenheiten der englischen Oberschicht an. Gerald vergötterte weiterhin Airlie, seinen Sohn und Erben aus erster Ehe, aber die beiden kleinen Mädchen, die ganz ihrer schönen Mutter nachgerieten, wurden ihm wichtiger, als er es je für möglich gehalten hätte.

Er lächelte Adeline über die rotbraunen Haarschöpfe seiner Töchter hinweg an. »Natürlich werde ich den Tee servieren, meine Liebe. Inzwischen kann Glass in aller Ruhe seine Sporting Life lesen und alles ist wieder im Lot.«

»Ich danke dir«, murmelte Adeline. Sie lächelte müde und lehnte sich in ihrem Polsterstuhl zurück. Gerald bemerkte die dunklen Schatten unter ihren Augen. Matt öffnete sie ihren kleinen Elfenbeinfächer. Selbst das schien ihr Mühe zu bereiten. Natürlich machte ihr ihr Zustand jetzt zu schaffen. Nur noch wenige Tage, dachte er, und dann würde – so Gott will – das Baby zur Welt kommen. Bald darauf würde er wieder im Schlafzimmer seiner Frau willkommen sein. Beim Gedanken an ihr Haar, das auf sein Gesicht fiel, rückte er unruhig auf seinem Sitz hin und her und nestelte an seinem Kragen herum. »Nun, meine kleinen Mädchen«, sagte er eine Spur zu laut, »was habt ihr heute Nachmittag mit Miss May gemacht?«

»Schreiben geübt«, gab Amy bereitwillig Auskunft. »Es war schrecklich. ›Immer schön auf der Zeile bleiben, Miss Amy ...«

»Schon gut«, schnitt ihr ihr Vater das Wort ab. »Dürfen die Kinder wirklich schon vom Kuchen nehmen, ehe sie ihr Butterbrot gegessen

haben, Adeline?«

»Aber natürlich. Hast du in ihrem Alter nicht auch lieber Kuchen gegessen?«

Amy hatte sich ein Stück Ingwerkuchen auf ihren Teller balanciert und liebäugelte mit einem zweiten. Sie genoss das klebrige Vergnügen in vollen Zügen.

Dann sah sie über die Schulter ihrer Mutter und den cremefarbenen Jacketärmel ihres Vaters hinweg einen Mann auf einem Fahrrad. Er kam direkt vom Dorf und war durch das westliche Eingangstor in den Park hereingefahren. Im Gegenlicht sah er ganz schwarz aus. Geduckt saß er auf seinem Fahrrad und trat mit langen Spinnenbeinen kräftig in die Pedale.

Wahrscheinlich bringt er eine Lieferung für die Küche, dachte Amy. Der Lieferjunge des Fleischers hatte auch ein solches Fahrrad, nur hatte das vorne einen großen Korb und hinten eine breite, flache Ladefläche. Die Fahrräder aller Geschäfte im Dorf waren so ausgerüstet, fiel ihr ein, nur dieses nicht. Also konnte es keine Warenlieferung sein. Und außerdem schien der Mann es furchtbar eilig zu haben. Auch fuhr er nicht seitlich zum Lieferanteneingang, sondern geradeaus weiter. Er verschwand hinter dem Flügel des Hauses, der die breite, gepflasterte Auffahrt an der Vorderseite umschloss. Der Mann auf dem Fahrrad war direkt zum Haupteingang gefahren.

Amy fand das sonderbar und runzelte die Stirn. Sonst fuhren doch immer nur Kutschen und Automobile vor dem Haupteingang vor. Amy biss von ihrem Kuchenstück ab und sah Isabel an. Normalerweise war es nicht schlecht, sich bei Isabel zu vergewissern, aber diese schien den Mann auf dem Fahrrad gar nicht bemerkt zu haben. Und auch Mama und Papa hatten ihn nicht sehen können, weil sie mit dem Rücken zur Zufahrt saßen. Dann war es wohl doch nichts Interessantes. Amy hatte sich gerade wieder ihrem Tee zugewandt, als sie erneut abgelenkt wurde. Und das so unerwartet, dass ihr der Mund, in den sie gerade ein Stück Kuchen schieben wollte, offen stehen blieb.

Mr Glass kam wieder durch die großen, weit geöffneten Türen auf die Terrasse. Doch diesmal ging er nicht wie üblich gesetzten Schrittes, sondern rannte fast. Er eilte die Treppe hinunter und über den Rasen.

Der Nachmittag neigte sich dem Ende zu. Glass warf einen langen Schatten, der wie ein riesiger, schwarzer Finger vor ihm her auf sie zueilte. Isabel sah verwundert auf. Ihre Mutter setzte mit einem scharfen Ruck ihre Teetasse auf die Untertasse zurück.

Ihr Vater jedoch saß wie erstarrt da und wartete, dass Glass näher käme. Der Butler trug in einer Hand einen Briefumschlag, in der anderen ein Silbertablett. Er hatte sich nicht einmal die Zeit genommen, den Brief draufzulegen. Dann war er an dem Tisch unter dem Baum angelangt.

»Ein Telegramm, Mylord«, sagte er tonlos. Mit steifen Fingern hielt er es jedoch immer noch fest, als wollte er es nicht wirklich überreichen. In der anderen Hand baumelte nutzlos das Silbertablett.

»Geben Sie es her«, sagte Gerald Lovell ruhig.

Langsam, als würde es ihn schmerzen, streckte Glass die Hand aus, die den beigefarbenen Umschlag hielt. Lord Lovell nahm ihn, riss ihn auf und las die Nachricht.

Die beiden Mädchen sahen nacheinander Vater und Mutter fragend an. Der goldene Nachmittag war plötzlich eiskalt geworden.

»Danke, Glass«, sagte er ruhig. Dann stand er auf, unendlich langsam, wandte sich von der kleinen Gruppe ab und starrte auf die widersinnigen hellen Flecken, die die Sonne auf die grauen Mauern von Chance warf. Glass senkte den Kopf und ging schweigend über den Rasen zum Haus zurück.

»Gerald«, sagte Adeline mit bebender Stimme, »so sag doch schon.«

Lange Zeit stand er unbeweglich da. Als er sich wieder seiner Familie zuwandte, erschrak Amy: Das war nicht mehr ihr Vater. Die breiten, aufrechten Schultern waren nach vorne gesunken, das vertraute, ernste Gesicht war eingefallen. Selbst das grau melierte Kraushaar schien mit einem Mal weiß geworden zu sein. Am schlimmsten aber sah sein Mund aus. Er stand offen, war wie zu einem Schrei verzerrt, ohne dass sich ein Laut seiner Kehle entrang. »O Gott«, hörte Amy ihre Mutter sagen, »lieber Gott, bitte nicht Airlie.«

Beim Namen seines Sohnes wankte Gerald nach vorne. Seine Schultern hoben sich und der Schrei kam endlich als leises, gequältes Stöhnen heraus. Er fiel vor seiner Frau auf die Knie und wimmerte

weiter. Amy sah, wie Isabel die Hände an ihre Ohren legte, als könnte sie den Ton nicht mehr länger ertragen. Aus ihrem Gesicht war jede Farbe gewichen, ihre Augen wirkten wie schwarze Löcher.

»Ruhig, mein Lieber«, sagte Adeline. »O Gerald.«

Lord Lovell wiegte sich auf seinen Knien und legte seinen Kopf in den Schoß seiner Frau. Das Telegramm fiel auf das Gras und blieb mit der Schrift nach oben liegen. Isabel stand von ihrem Stuhl auf und bewegte sich mit steifen Gliedern wie eine Puppe. Sie beugte sich über das Papier, ohne es zu berühren, und las:

Sehr Ehrenwerter Leutnant Airlie Lovell am 1. Juli im Kampf  
gefallen. Tiefstes Mitgefühl. Oberstleutnant A. J. S. Warren, Zweites  
Bataillon, Kings Own Rifles

Endlich verstummte das Wimmern. »Mein Sohn?«, sagte Lord Lovell. Er hob den Kopf und sah seiner Frau ins Gesicht. Seine Tränen hatten auf ihrem roséfarbenen Seidenkleid einen dunklen, nassen Fleck hinterlassen.

»Mein Sohn«, wiederholte er abwesend. Dann legte er seine Hände auf den wohlgerundeten Bauch seiner Frau. »Gib mir wieder einen Sohn«, flehte er. »Gib mir meinen Sohn zurück.« Abrupt drehte sich Isabel weg. Sie streckte ihre Hand nach Amy aus. »Komm mit«, sagte sie. Und als Amy nicht reagierte, flüsterte sie ungeduldig: »Bitte, komm doch.«

Amy hatte Angst und war verwirrt, doch glitt sie folgsam von ihrem Stuhl. Isabel zog sie mit sich und so rannten die beiden kleinen Mädchen Hand in Hand über den Rasen und die sonnendurchwärmten Stufen in das stille Haus. In der dämmrigen Kühle des großen Wohnzimmers zögerte Isabel einen Augenblick. Wohin sollten sie jetzt laufen? Amy sah zurück.

Die Szene, die sie sah, würde sie nie mehr vergessen. Ihre Eltern befanden sich immer noch unter dem Zedernbaum. Ihr Vater kauerte noch auf den Knien. Alle Geradlinigkeit war aus seinem Körper gewichen. Gebrochen verbarg er sein Gesicht wie ein Kind im Seidenkleid der Mutter, die sich ihrerseits ganz über ihn beugte, ohne

noch etwas von ihrer Umgebung wahrzunehmen.

Amy verspürte den Wunsch, wieder zu ihnen zurückzulaufen, sich zwischen sie zu drängeln und sie zu bitten, doch alles wieder ungeschehen zu machen. Aber Isabel hielt sie fest. Sie durfte nicht zu ihnen gehen. Isabel schien besser als sie die plötzliche Kälte zu verstehen, die sich über den friedlichen Nachmittag gelegt hatte.

Plötzlich sagte Isabel jedoch: »Wohin sollen wir jetzt gehen?«

Ihre Stimme klang dünn und hilflos. »Das Kindermädchen hat doch heute Ausgang, weißt du, und jetzt nach vier Uhr können wir auch nicht mehr zu Miss May. Und in der Küche kann man uns am Nachmittag auch nicht brauchen ...«

Ihre Stimme verebbte langsam. »Ins Kinderzimmer«, antwortete Amy entschlossen. »Dort ist alles in Ordnung.«

Langsam, aber immer noch Hand in Hand gingen sie durch das Wohnzimmer, vorbei an der Couch, wo ihre Mutter immer saß, wenn keine Gäste da waren und sie sich vor dem Schlafengehen mit einem Gutenachtkuss verabschiedeten. Sie gingen durch den nächsten Salon, der mit Bildern und goldfarbenen Möbeln ausgestattet war, und dann in eine große Halle, wo sich eine breite Treppe in kühnem Schwung nach oben wand. Isabel und Amy huschten durch die heilige Stille der Halle und verschwanden durch eine im Dunkeln unter der Treppe versteckte Tür. Die Tür führte zu einem engen Gang, dessen Boden mit Steinplatten belegt war. Irgendwo in der Nähe hörte man eine weitere Tür ins Schloss fallen, schnelle Schritte und eine aufgeregte Stimme. Sie liefen schneller, um rasch zu den Stufen zu kommen, die zu ihrer Zufluchtsstätte, den Kinderzimmern, führten.

Die Tageskinderzimmer befanden sich an der Westseite des Hauses. Die Jalousien waren halb heruntergelassen. In langen Streifen fiel der Sonnenschein über den gewienerten Boden und die vertrauten, abgetretenen Teppiche.

Als Airlie das letzte Mal zu Hause gewesen war, hatte er sich in die Teppiche eingewickelt, hatte sich lachend und schnaufend wie ein Bär damit fortbewegt und den Mädchen erzählt, dass die gleichen Teppiche schon dort gelegen hätten, als er ein Baby war. Als das Spiel vorüber war, war er aufgestanden und hatte sich die Flusen von der neuen

Uniform, auf die er so stolz war, geklopft. Amy erinnerte sich noch an den Geruch von Wolle und Leder und an das Quietschen seines auf Hochglanz polierten Sam-Browne-Gürtels.

Zunächst schien das Kinderzimmer leer zu sein, aber dann raschelte es und eine der Türen der großen begehbaren Schränke sprang auf. Ein rundgesichtiges Mädchen mit einem weißen Häubchen trat hervor. Im Arm trug sie einen Stapel säuberlich gefalteter Wäsche. Sie sah die bedrückten Gesichter der Kinder und ließ die Wäsche fallen.

»Miss Isabel, Miss Amy, was ist denn passiert?«

Bethan Jones war das neue Kindermädchen. Sie war sechzehn Jahre alt und erst vor einem Monat aus den walisischen Tälern nach Chance gekommen. Die beiden Mädchen hatten sie bislang nur als flinke Gestalt mit einer weißen Schürze wahrgenommen, die der Kinderfrau ständig etwas holen oder bringen musste. Ihr weicher walisischer Akzent klang fremd in ihren Ohren, aber sie spürten die Wärme in ihrer Stimme. Amy rannte sofort zu ihr und Bethan schloss sie in ihre Arme.

»Schon gut. Nun erzählt doch Bethan, was passiert ist.«

Bethan zog sie näher an sich heran, wiegte sie in den Armen und sah zu Isabel hinüber, die immer noch an der Tür stand.

»Was ist los, Lämmchen?«

Isabel war hin- und hergerissen. Einerseits wusste sie, was sich gehörte, andererseits wollte auch sie wie Amy in Bethans Arme laufen. Sie holte tief Luft, streckte ihr Kinn und sagte steif: »Wir haben eben ein Telegramm bekommen. Mein Bruder Airlie ist in Frankreich gefallen.«

Amy spürte, wie Bethan zusammenzuckte, ohne die Bedeutung der Worte richtig zu erfassen.

»Der arme Junge«, sagte Bethan dann nur, »der arme, arme Junge.«

Sie streckte ihre Hand aus. Isabel vergaß ihre vornehme Haltung und rannte zu ihr.

»Was bedeutet das denn?«, fragte Amy, aber als sie Isabels nasses, vom Weinen verzerrtes Gesicht sah, begann sie zu ahnen, dass nichts mehr wie früher sein würde.

»Das bedeutet, dass ein deutscher Soldat eine Kugel auf ihn abgefeuert und ihn so schwer verletzt hat, dass er gestorben ist und wir ihn nie wieder sehen werden«, sagte Isabel. »Nie, nie wieder, denn sie



werden ihn dort begraben.« Ihre Stimme schlug über bei dem entsetzlichen Gedanken und sie klammerte sich an den blauen Uniformrock des Kindermädchens.

»Ruhig, mein Liebling«, versuchte sie Bethan zu trösten. »So darfst du nicht sprechen. Amy, das bedeutet, dass dein Bruder ein sehr tapferer Soldat war und du stolz auf ihn sein musst. Das ist ein schrecklicher Krieg, aber wir sollten all den tapferen Soldaten danken, die für uns kämpfen, und beten, dass alles bald vorüber ist und sie gesund nach Hause zurückkehren können. Versteht ihr?«

Wie könnten sie?, dachte Bethan für sich. »Hört zu«, sagte sie sanft, »euer Bruder wollte für England und für alles, woran er glaubte, kämpfen. So machen es alle guten Männer. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich es auch so machen. Meine Brüder haben es ebenso gemacht ... und mein Verlobter ist auch in Frankreich. Er ist Gefreiter bei den 38ern, der walisischen Division, und wenn er nach Hause kommt, werden wir sofort heiraten. Zuerst wird es schwer sein, aber wir wollen uns ein eigenes Heim schaffen und dann könnt ihr mich besuchen kommen. Würde euch das nicht gefallen, nach Wales zu kommen und die grünen Täler zu sehen? Das gibt es sonst nirgendwo, müsst ihr wissen. Ah, es ist nicht so schön wie hier, mit Getreidefeldern und großen Bäumen, aber so wie dort ist es nirgendwo auf der Welt.« Bethan schloss die Augen und sah die kleinen, grauen Häuser vor sich, die an den steilen Talhängen klebten, die schwarzen Schlackenhügel, die skelettartig hochragenden Fördertürme und die saftig grünen Flächen zwischen den schwarzen Fingern der Bergwerksbetriebe. »Er hat sich gar nicht schlecht gemacht – ich spreche von Dai –, ehe der Krieg kam«, flüsterte Bethan. »Sie förderten mehr Kohle als je zuvor und er war dabei. Es gibt nichts Besseres als walisische Kohle, müsst ihr wissen. Nichts Besseres auf der ganzen Welt.« Sie senkte ihren Kopf, presste ihre Wange gegen das weiche Kinderhaar und weinte mit ihnen.

Als die Kinderfrau Macleod von ihrem freien Nachmittag zurückkam, saßen sie immer noch alle drei mit verweinten Gesichtern auf dem Boden im Kinderzimmer.

Drei Tage lang war es auf Chance ruhig wie in einer Gruft. Gerald Lovell

hatte sich alleine in der Bibliothek eingeschlossen und blickte über den Rasen zu den Bäumen im Park hinüber. Er hielt den Kopf leicht geneigt, als lausche er auf ein Geräusch, das dann doch nie kam. Am dritten Nachmittag verließ er das Zimmer. Im Schatten der Bäume, als könne er das warme Sonnenlicht nicht ertragen, schleppte er sich mühsam zu der kleinen Kapelle, die zum Besitz gehörte. Er las die Gedenktafeln an den dicken Steinwänden. Fast alle Lovells, die Lords und Ladys, Frauen und Männer, früh verstorbene Kinder und unverheiratete Töchter, hatten hier in der Familiengruft ihre letzte Ruhestätte gefunden. Selbst das war Airlie verwehrt. Zorn und Bitterkeit stiegen in Gerald Lovell auf. Es würde für Airlie keinen Totengottesdienst geben wie für Gerald's Vater oder wie er ihn selbst eines Tages bekommen würde, keine würdige Feier, an der die Familienmitglieder tief trauernd in der abgeschirmten Bankreihe teilnahmen, während Nachbarn, Pächter und Gutsarbeiter die übrigen Plätze in der Kirche füllten, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen. Der Brief von Airlies Vorgesetzten, der dem Telegramm folgte, pries das Heldentum des jungen Soldaten. Airlie war neben seinen Kameraden begraben worden. »Ein Soldatengrab für einen tapferen Soldaten«, hatte der Kommandant an alle die Familien geschrieben, die er mit diesen Worten zu trösten versuchte. Für Gerald war das kein Trost. Nicht einmal der traditionelle Sarg aus Eichenholz, aus Bäumen, die auf Chance alt geworden waren, war Airlie vergönnt. Und auch nicht der üppige Blumenschmuck aus den eigenen Blumenrabatten. Hastig hatte man ihn verscharrt, zusammen mit Hunderten, vielleicht Tausenden anderer verstümmelter Körper. Gerald lehnte sich wankend gegen eine Kirchenbank. Der Schmerz pochte in ihm. Er wendete den Blick nach oben und sah die ausgebleichenen grün-schwarzen Falten einer Fahne. Zornig riss er sie herunter, wobei winzige, staubige Teilchen der Fahnenstange absplitterten und herunterrieselten. Die mit Goldfaden gestickten Buchstaben waren brüchig, aber immer noch lesbar.

»Regis defendor«, sagte Gerald laut. »Der Verteidiger des Königs.« Sein schrilles Lachen hallte erschreckend laut in der stillen Kirche. »Also den König hat er verteidigt? Das hätte ich auch tun können. Warum konnte nicht ich es sein? O Gott, Airlie, warum konnte nicht ich es sein

an deiner Stelle?« Er hob die Hände über den Kopf und riss die schwarze Fahne in zwei Stücke. Dann zerfetzte er sie weiter, bis nur noch der Goldfaden übrig blieb. Diesen wickelte er um seinen Finger und zog ihn so fest an, dass die Finger weiß wie Kerzenwachs wurden. Der Zornesausbruch war so plötzlich vorbei, wie er gekommen war, und er ließ den Faden fallen, wandte sich ab und verließ die Kirche, ohne noch einmal zurückzusehen.

Das letzte Mal, als er die Fahne getragen hatte, war einer der stolzesten Augenblicke im Leben von Gerald Lovell gewesen. Beim Klang der Trompeten war er aus den Reihen des Hochadels hervorgetreten und hatte sich niedergekniet, um auf die Prozession zu warten. Als er den Kopf hob, sah er die Erzbischöfe und Bischöfe langsam näher kommen und den im Rhythmus der Schritte schwankenden Thronhimmel über dem Kopf des Königs. Und er war aufgestanden und hatte die lange Prozession zu dem noch leeren Thron angeführt. An die Brust gepresst hielt er den edelsteinbesetzten Fehdehandschuh, Symbol der Bereitschaft, ihn jederzeit jedem zuzuwerfen, der es wagen könnte, Gesundheit und Glück seines Königs zu bedrohen. Gerald Lovells Vater hatte bei der Krönung Edwards VII. ebenfalls an dieser stolzen Prozession teilgenommen und sein Urgroßvater in den letzten Tagen seines Lebens bei der Krönung Königin Victorias. Ein Mitglied der Familie Lovell war als Verteidiger des Königs bei jeder Krönung mitmarschiert, seit der Schwarze Prinz der Familie den Ehrentitel auf dem Schlachtfeld von Crécy verliehen hatte. Stolz hatte die Familie Lovell den Titel bewahrt und sogar auf andere, ruhmreichere, verzichtet.

»Das ist das Ende«, murmelte Gerald vor sich hin, als er aus der dunklen Kirche wieder in das gleißende Sonnenlicht trat. »Nach Airlie kommt nichts mehr.« In seinem tiefen Schmerz hatte er seine Frau so ganz und gar aus seinen Gedanken verdrängt, als hätte sie nie existiert. Auch der Sohn, um den er sie unter Tränen, die ihr rosa Seidenkleid durchnässt hatten, gebeten hatte, war vergessen.

Adeline lag auf dem Tagesbett vor dem offenen Schlafzimmerfenster und sah ihren Mann, der aus der Kirche kam und Schwierigkeiten zu haben schien, sich auf den Beinen zu halten. Wie gelähmt wankte er den Pfad entlang. Seit dem Nachmittagste unter dem Zedernbaum

hatte sie ihn kaum gesehen. Sie hatte geduldig gewartet und betend gehofft, er würde seinen Kummer mit ihr teilen, aber er war nicht gekommen.

Es waren die einsamsten Tage seit Beginn ihrer Ehe gewesen. Plötzlich mischte sich in ihr Gefühl der Traurigkeit etwas anderes, das ihre Aufmerksamkeit forderte. Adeline setzte sich auf, um ihre Rückenschmerzen zu mildern. Unmittelbar darauf verspürte sie ein starkes Ziehen in ihrem Bauch.

»Das kann nicht mehr lange dauern«, flüsterte sie. Die Nachmittagshitze war drückend. Sie lehnte sich in die Satinkissen zurück, schob sich eine schwere Haarsträhne aus dem Gesicht und sah in den Sonnenschein hinaus. Der Park lag verlassen da. Gerald hatte sich wieder allein eingeschlossen.

»Es wird ein Junge werden«, seufzte sie in die Schwüle des Nachmittags hinaus. »Es wird ein Junge werden.«

Am vierten Tag der Trauer drang die Außenwelt wieder in die stille Abgeschiedenheit. Schon früh am Morgen war der kleine Wagen des Dorfarztes an der Westseite vorgefahren. Der Arzt und die Hebamme wurden diskret nach oben geführt. Sofort danach hörten Amy und Isabel von ihrem Schulzimmer aus einen anderen Wagen. Der Chauffeur war vorgefahren, um Seine Lordschaft zum Bahnhof zu bringen. Dort wartete man auf den Schnellzug aus London, der den prominenten Arzt von Lady Lovell bringen würde.

Schließlich standen sich die beiden Ärzte am Bett von Lady Lovell gegenüber. Der Arzt aus London trug zum Cut mit den gestreiften Hosen einen steifen Hemdkragen, während der überarbeitete Landarzt keine Zeit gehabt hatte, sich von seiner Tweedjacke und dem Hemd mit dem weichen Kragen zu trennen. Die beiden Männer begrüßten sich mit Handschlag und wandten sich dann der Patientin zu. So unterschiedlich sie auch äußerlich wirkten – in der Diagnose waren sie sich einig. Lady Lovell würde lange und sehr schmerzhaft in den Wehen liegen und musste sich auf eine Steißgeburt gefasst machen.

»Alles in Ordnung.« Der Arzt aus London richtete sich auf und lächelte gekonnt. »Nur keine Angst. Versuchen Sie sich nur zwischen

den Wehen zu entspannen.«

»Das Baby?« Ihr Gesicht war kreidebleich und sie hatte Ringe unter den Augen. »Wird mit dem Baby alles in Ordnung sein?«

»Natürlich«, beruhigte er sie. »Wir holen Ihr Baby schon zur rechten Zeit.«

Die morgendliche Kühle unter den Bäumen im Park verdunstete. Die Sonne stieg höher in den erbarmungslos blauen Himmel. Alles ging seinen gewohnten Gang. Jeder verrichtete seine Arbeiten, vom gestrengen Mr Glass im Anrichterraum bis hinunter zum einfachsten Zimmermädchen, aber alle warteten gespannt. Mr Rayner, der Chauffeur, nahm in der Küche sein Mittagessen ein und berichtete, bisher habe keiner der Ärzte nach seinem Wagen verlangt. Im Kinderzimmer half Bethan Jones der Kinderfrau beim Vorbereiten des Mittagessens für die Kinder. Während sie in der winzigen Küche hantierte, schüttelte sie nachdenklich den Kopf. Ihre Mutter war zu Hause in Wales die Dorfhebamme. Sie wusste, was zu erwarten war.

Gerald Lovell saß in der Bibliothek. Er schien weder zu warten noch zu lauschen, sondern saß einfach unbeweglich da.

Je weiter der Nachmittag fortschritt, umso schwerer fiel es allen, so zu tun, als hörten sie nichts. Miss May führte die beiden kleinen Mädchen auf ihrem Nachmittagsspaziergang so weit wie möglich vom Haus weg, damit sie die Schreie ihrer Mutter nicht hörten. In Lady Lovells Zimmer hatten die beiden Ärzte ihre so unterschiedlichen Jacketts abgelegt und arbeiteten Seite an Seite in Hemdsärmeln.

Gegen Abend verstummten die Schreie allmählich. Lady Lovell schien kaum mehr bei Bewusstsein zu sein, außer wenn sie ihren Kopf zur Seite rollte und fast unhörbar stöhnte. Die Hebamme und eine Krankenschwester wuschen ihr das Gesicht und hielten ihre Hände. Ihre Augen waren tief eingesunken.

Zum hundertsten Mal beugte sich der Dorfarzt über sie, um den Herzschlag des Kindes zu prüfen.

»Immer noch kräftig«, sagte er. »Das Baby schafft es – wenn sie es tut.«

»Sie schafft es«, antwortete der andere Arzt bestimmt.

Dann, kurz vor Mitternacht, sagten sie ihr, dass es an der Zeit wäre.

»Pressen Sie jetzt«, flüsterte ihr die Hebamme zu. »Sie haben es gleich geschafft. Pressen Sie, das Baby wird gleich da sein.«

Und Lady Lovell nahm noch einmal all ihre Kraft zusammen und presste unter unsäglichen Schmerzen.

Zwei Minuten vor Mitternacht wurde das Baby geboren – mit den Füßen zuerst. Es war ein gesunder Junge.

Sie hielten ihn hoch, damit sie ihn sehen konnte, und sie betrachtete die roten, schrumpeligen Glieder und den dichten, nassen, schwarzen Haarschopf. Adeline lächelte, zitternd vor Erschöpfung. »Ein Junge«, stammelte sie. »Bitte sagen Sie es meinem Mann.«

Die Krankenschwester läutete und sofort klopfte Mr Glass an die Tür. Der Londoner Arzt zog seinen Cut wieder an, rückte seinen Kragen zurecht und ging auf Mr Glass zu.

»Würden Sie mich bitte zu Seiner Lordschaft führen? Ich bin sicher, er möchte darüber informiert werden, dass er einen hübschen Sohn hat.«

In der Bibliothek brannte nur eine einzige, grün abgeschirmte Lampe. Gerald Lovell nahm die Hände vom Gesicht, als der Arzt hereingeholt wurde.

»Meinen Glückwunsch, Mylord. Ein gesunder Junge.«

Gerald stand auf, runzelte die Stirn und versuchte, sich auf die ihm unverständlich erscheinenden Worte zu konzentrieren. Er hatte Fotografien angeschaut. Auf dem Schreibtisch lag eine Fotografie, die zwei Reihen von steif posierenden Jungen zeigte. An den weißen Flanellhosen lehnten Kricketschläger. In der Mitte der Eton-Klasse des Jahres 1915 stand Airlie.

»Ein Junge. Mein Sohn?«, fragte er. Der Arzt lächelte. »Ja. Lady Lovell hatte es nicht leicht und sie ist sehr erschöpft, aber sie wird sich erholen. Dem Baby geht es gut.«

Gerald machte sich auf den Weg, ging an dem Arzt vorbei und aus dem Zimmer. Seine steifen Glieder verrieten, wie lange er in seinem Kummer in der Abgeschiedenheit der Bibliothek gesessen hatte. Er nahm die Fotografie mit.

Adeline öffnete die Augen, als er das Zimmer betrat. Mit Entsetzen sah er die Erschöpfung in ihrem Gesicht. Die Krankenschwester zog sich

diskret zurück. Gerald setzte sich auf die Bettkante und legte die Fotografie auf die frische Bettwäsche. Er legte seine Hände auf die seiner Frau.

»Geht es dir gut?«, fragte er sanft und einen Augenblick lang dachte Adeline, dass alles wieder in Ordnung kommen würde.

»Es ist ein Junge«, flüsterte sie. »Ich wusste es. Schau doch.«

Sie deutete auf die mit weißen Schleifen geschmückte Wiege neben ihrem Bett. Gerald beugte sich vorsichtig darüber und zog die Decke ein wenig zurück.

Dieses krebsrote, runzelige Bündel Mensch sollte sein Sohn sein? Dieses Wesen mit den fest zusammengepressten Fäustchen und Augen?

Nein. O nein. Airlie war sein Sohn. Er konnte sich nicht vorstellen, dass Airlie jemals so winzig, so kaum als Mensch erkennbar gewesen war. In seinem Kopf schwirrten viele Bilder durcheinander: Er sah Airlie, wie er über den Rasen rannte und sich auf den Rücken seines ersten Ponys schwang, Airlie, der mit dem Schläger unter dem Arm die Pavillonstufen hinunterging, Airlie, der stolz seine Uniform mit den glänzenden Messingknöpfen präsentierte. Kein Bild jedoch von Airlie als Säugling.

Nun war Airlie nicht mehr bei ihnen und dieses kleine Wesen hatte keinerlei Ähnlichkeit mit ihm. Noch würde es das je haben. Adeline konnte ihm seinen Sohn nicht zurückgeben. Weder Adeline noch sonst jemand.

Gerald glättete die Zudecke und wandte sich wieder seiner Frau zu. Ohne den Blick von ihm abzuwenden, schob Adeline die Fotografie von sich weg, bis sie an den Bettrand rutschte und schließlich auf den Boden fiel. Rasch hob Gerald sie wieder auf. Adeline wandte ihren Kopf von ihm ab.

»Ich möchte ihn Richard nennen«, sagte sie.

»Richard? Das ist kein Name, der in unserer Familie üblich ist ...«

»Ist das so wichtig? Mir würde er gefallen, Gerald.«

»Natürlich. Nenne ihn, wie immer du möchtest.«

Gerald beugte sich über sie. Tränen glitzerten auf ihren Wimpern und ihren Wangen.

»Versuch jetzt, dich auszuruhen«, sagte er mühsam. Der Boden

knarrte unter seinen Schritten und er zog die Tür hinter sich zu. Sobald er gegangen war, wollte Adeline ihn zurückrufen, aber sie war zu schwach. Ihr Kopf fiel in die Kissen zurück. Sofort war die Krankenschwester wieder an ihrer Seite.

»Versuchen Sie zu schlafen, Mylady. Der Arzt wird Ihnen etwas geben und wir werden das Baby jetzt rausbringen.«

»Nein.«

Erschrocken über den heftigen Protest zuckte die Krankenschwester zusammen.

»Bitte lassen Sie das Kind hier.«

Als man sie endlich allein ließ, drehte Adeline ihren Kopf zu der weißen Wiege. Es war nur eine winzige, geballte Faust zu sehen.

»Richard ...«, flüsterte sie ihm zu, »Richard, du bist mein Richard.«



## Nantlas, Rhondda Fach, 1924

»Bist du endlich fertig, Mari?«

Mari Powell wich ein wenig von dem winzigen Spiegel über dem Spülbecken in der düsteren Küche zurück. Sie war das erste Mädchen in Nantlas gewesen, das sich die Haare kurz geschnitten hatte, und obwohl es ihr alle Mädchen im Dorf inzwischen nachgemacht hatten – selbst Ellen Lewis, die immer schrecklich aussah, egal, was sie tat –, war sie noch immer stolz auf den glänzenden, braunen Haarschopf und die sorgfältig ondulierten Wellen, die über ihre rechte Schläfe herunterfielen.

»Ich komm' ja schon. Du möchtest doch, dass ich hübsch aussehe, oder?«

Sie lächelte über ihre Schulter zu Nick Penry hinüber, der an der Türschwelle stand und ungeduldig auf sie wartete. Sie wippte auf die Zehenspitzen, um ihre neue Bluse im Spiegel besser begutachten zu können. Sie hatte sie sich selbst aus einem Stoffrest genäht, den sie im Sommerschlussverkauf bei Howell in Cardiff erstanden hatte. Ihr Rock war zwar alt, aber sie hatte ihn radikal gekürzt und war mit dem Ergebnis durchaus zufrieden.

»Was meinst du wohl, was es dir nützt, wenn du so hübsch bist, aber dafür in Nantlas bleiben musst. Wenn du nicht schnell machst, dann musst du hierbleiben oder zu Fuß nach Barry gehen.«

»Ja, ja. Ich bin ja schon so weit.« Mari fuhr sich ein letztes Mal über die Haare und lief zur Tür. Sie stand für einen Augenblick auf einer Stufe über Nick, sodass ihre beiden Gesichter fast auf gleicher Höhe waren. Er lächelte sie an, aber sein Blick verwirrte sie, wie es immer der Fall war. Sie kannten sich jetzt seit sechs Monaten. Nick war anfangs zu ihrem Vater ins Haus gekommen, um mit ihm über Gewerkschaftsangelegenheiten zu sprechen, nachdem Dai Powell von Port Talbot in das Rhondda-Tal gezogen war, wo es viele Zechen gab,

um dort bei den Kohlengruben der Rhondda and Peris-Hughes Associated, Nantlas Zeche Nummer zwei zu arbeiten.

Nick Penry war stellvertretender Sprecher der Grubenarbeiter, ein von ihnen gewählter Gewerkschaftsvertreter, und für diesen Posten mit dreiundzwanzig Jahren noch ziemlich jung. Nachdem Nick gegangen war, hatte Maris Vater zu ihr gesagt:

»Nun, der Junge weiß, was er will. Und er sieht weiter als nur bis zum nächsten Kohlenhaufen.«

Mari war es eigentlich ziemlich egal, wie stark Nicks Opposition gegenüber den verhassten Grubenbesitzern war oder wie sehr er sich für den neuen Premierminister Ramsay Macdonald und seine Labour-Regierung einsetzte. Sie fand einfach, dass Nick der bestaussehende Mann war, der ihr je über den Weg gelaufen war. Er war groß für einen Waliser, hatte schwarze Haare und dunkle, flinke Augen, die lustig aufblitzten, wenn er lachte. Er hatte sie geradeheraus angeschaut, aber auch gleichzeitig durch sie hindurchgesehen. Er stand da und musterte sie, amüsiert und freundlich, und war doch nicht da.

Eine Woche später kam er wieder vorbei und bat sie, mit ihm tanzen zu gehen. Seither waren sie fest miteinander gegangen.

Mari schwankte an der Türschwelle. Ihre Wangen leuchteten, ihr kurz geschnittenes Haar glänzte. Nick streckte seine Arme aus, um sie aufzufangen. Bereitwillig ließ sie sich in seine Arme sinken und lachte. Er roch nach Feierabend, nach scharfer Seife und frisch gebügelttem Flanell.

Ihre Wange lag an seiner Schulter, als er sie mit einem Schwung herunterhob. Es war staubig an den Hintereingängen der Reihenhäuser.

»Du könntest mir einen Kuss geben, wenn dir danach zumute ist.«

»Dafür haben wir später noch genügend Zeit. Warum, glaubst du, schleppe ich dich bis nach Barry? Natürlich nur, weil ich dich dort hinter die Sanddünen locken werde.« Trotzdem gab er ihr schon mal einen Kuss als Vorschuss, mitten vor der eintönigen Reihe von Küchenfenstern. Sein Mund war sehr warm und Mari spürte, dass er immer noch lächelte. Sie strahlte vor Besitzerstolz, als er sie fest unterhakte und sie losmarschierten. Was wollte sie mehr?

»Bis bald, Mam«, rief sie zu dem kleinen Hinterhofenster hinauf. »Wir

gehen jetzt. Wart' nicht auf uns. Es kann spät werden.« Auf der abschüssigen Straße mit dem unebenen Kopfsteinpflaster trotteten Grubenarbeiter von der Arbeit nach Hause. Ihre Gesichter waren noch geschwärzt und unterm Arm trugen sie ihre Blechdosen mit dem Schnappverschluss. Es war Schichtwechsel und die Kollegen waren bereits in die Nantlas-Zechen Nummer 1 und 2 eingefahren.

Jeder kannte Nick. Alle grüßten und winkten freundlich herüber. Ein großer Mann blieb stehen und grinste. In seinem rußgeschwärzten Gesicht leuchteten nur Lippen, Zunge und die Augenränder rosarot.

»Wo wollt ihr beide denn hin, so aufgeputzt? Es ist doch gar nicht Sonntag!«

»Wir wollen nach Barry. Mari hat einen ganzen Tag freibekommen und ich auch.«

»Manchen Leuten geht's gut«, rief ihnen der große Mann fröhlich nach. Nick nahm Maris Hand und begann zu laufen. Er zog sie hinter sich her und ihre Absätze klapperten laut auf dem Kopfsteinpflaster. Sie protestierte lachend und dann hörten sie hinter sich das Geräusch von schweren Stiefeln, die noch schneller liefen. Nick sah sich um und runzelte die Stirn.

Ein junger Mann, fast noch ein Junge, kam den Hügel heruntergerannt. Sein Gesicht war weiß, fast durchsichtig, er hatte glänzende, unruhige Augen. Unter seinem zerrissenen Hemd sah ein Stück schmale Brust heraus. Nick hielt ihn am Arm fest, als er an ihnen vorbeilaufen wollte.

»Spät dran, was, Bryn?«

Der Junge drehte sich herum und versuchte, sich aus Nicks Griff zu befreien. Er japste nach Luft.

»Schon wieder. Und dabei kann ich mir das gar nicht leisten. Aber abends kann ich nicht einschlafen und in der Früh komme ich nicht aus den Federn. Aber vielleicht erwische ich sie noch, wenn ich renne.« Und schon lief er weiter, die Straße hinunter zu den Gebäuden von Nantlas Nr. 1.

»Komm nachher bei mir vorbei«, rief Nick ihm nach. »Ich werde mit deinem Vorarbeiter sprechen.«

Er lächelte nicht mehr und hatte Maris Hand losgelassen. Ernüchtert

gingen sie weiter.

»Völlig aussichtslos«, sagte Nick. »Sie sind schon längst unter Tage. Er hätte genauso gut im Bett bleiben können. Dort gehört er ohnehin hin.« Mari sah ihn von der Seite her an. »Es ist Dicai, nicht wahr?«

»Was denkst du denn? Du brauchst ihn ja nur anzusehen.«

Dicai war das Dialektwort, das sie fast trotzig und ironisch-spielerisch für Tuberkulose sagten. Diese Krankheit ging hier überall um, in den Gruben genauso wie in den feuchten, viel zu kleinen Häuschen entlang der hügeligen Straßen.

»Er muss doch hinunter, Nick. Sie haben doch nur ihn und seine kleine Schwester. Und seiner Mutter geht's ja auch nicht gerade prächtig.«

»Meinst du, das weiß ich nicht? Ich muss zusehen, dass sie etwas von der Fed bekommen. Er muss raus hier, irgendwo an die Küste hinunter. Zum Teufel damit, Mari, und zum Teufel mit ihnen.«

Die Fed war die South Wales Miners' Federation, der südwalisische Grubenarbeiterverband. Mari wusste, dass Nick mit ihnen nur die Grubenbesitzer gemeint haben konnte, und sie wusste auch, dass es jetzt zwecklos war, darüber reden zu wollen. Sie legte ihre Hand wieder in seine und ging schweigend neben ihm her. Geduldig wartete sie, dass er nicht mehr ins Nichts starren und zu ihr zurückkommen würde.

Schließlich zuckte er mit den Schultern. Sie hatten Nantlas mit seinen eintönigen Reihenhäusern und dem Durcheinander von Förderbändern und rußgeschwärzten Ziegelgebäuden hinter sich gelassen. Die Maerdy Road lag vor ihnen und das Tal weitete sich mit einem Mal in sattem Sommergrün. Die Sonne brannte bereits vom Himmel. Es war ein wunderschöner Tag für den Strand. Neben der Straße plätscherte der Fluss und wenn Nick nicht hinsah, konnte er gut und gerne vergessen, dass das Wasser mit Rückständen aus dem Bergbau verschmutzt und das Gras am Ufer mehr schwarz als grün war. Am anderen Ufer führten die Eisenbahnschienen bis zum Grubeneingang. Leere Waggons warteten darauf, mit der geförderten Kohle beladen zu werden. Nick wandte sich auch davon ab, drückte Maris Hand fest und legte ihr dann den Arm um die Schultern. Ihre Haut fühlte sich warm an durch die frische, blaue Baumwolle und ihr Haar roch nach Flieder. Er küsste sie

auf die Haare und sie schmiegte sich noch ein wenig enger an ihn. Dabei passte sie ihren Schritt ungelenkt seinem an, sodass ihre Hüfte im Gleichschritt gegen seinen Oberschenkel schwang.

»Es ist unser freier Tag«, sagte Nick zärtlich. »Komm, sonst verpassen wir den Zug.«

Er lächelte wieder. Die Sonne schien, er hatte zwölf Shilling in der Tasche und Mari Powell war bei ihm. Er liebte Mari. Sie war fröhlich und unkompliziert und sie war das hübscheste Mädchen der beiden Täler. Nick war sich dessen sicher, denn er hatte sich seit seinem sechzehnten Lebensjahr intensiv mit den Mädchen von Rhondda befasst. Nein, jetzt war nicht die Zeit, an die Grube zu denken, auch nicht an den südwalisischen Bergarbeiterverband und nicht an Bryn Jones' Krankheit und die himmelschreiende Ungerechtigkeit der Grubenbesitzer, die daran schuld waren.

Mari zeigte mit dem ausgestreckten Arm nach vorne die Straße hinunter. »Schau. Der Zug ist schon da. Jetzt müssen wir aber laufen.«

Atemlos erreichten sie den Bahnsteig, gerade als der Stationsvorsteher die Pfeife zur Abfahrt an den Mund führte. Nick riss die nächste Tür auf, hob Mari mit einem Schwung hinauf, sodass sich ihr Rock bauschte und er den oberen Rand ihrer weißen Baumwollstrümpfe sehen konnte. Dann sprang er hinter ihr auf das Trittbrett. Erschöpft ließen sie sich in die staubigen Sitze fallen. Mari zupfte ihren Rocksäum zurecht und versuchte, mit den Händen ihre zerzauste Frisur zu richten. Nick betrachtete ihre geröteten Wangen und die glänzenden, großen, braunen Augen.

»Ich liebe dich, Mari«, sagte er und war selbst über seine Worte erstaunt.

Mari hingegen war nicht überrascht. »Ich weiß«, sagte sie einfach. »Ich dich auch.«

Alles, was Zeit und Geld hatte, strömte nach Barry. In den guten Zeiten vor dem Krieg wimmelte es dort von Bergarbeitern mit ihren Familien. Man amüsierte sich in den Spielsalons, Bars und Teestuben. An Sommernachmittagen tummelten sich unzählige Familien am Strand. Mit Picknickkörben kamen sie von den Tälern an die Küste herunter, um sich die frische Meeresbrise um die Nase wehen zu lassen.

Aber auch in Barry war nichts mehr so wie früher, genauso wenig wie in den Kohlenrevieren von Südwales. Zechen mussten schließen, weil Absatzmärkte stagnierten, und es kam zu Entlassungen. Auch die Glücklichen, die noch Arbeit hatten, mussten schwere finanzielle Einbußen hinnehmen, seit den schrecklichen Streiktagen des Jahres 1921 massive Lohnkürzungen gefolgt waren.

Nick sah sich an der Küste um. Wie sehr hatte sich doch hier alles seit seinen Kindheitstagen verändert. Alles schien damals frisch gestrichen, war hell erleuchtet und verlockend dekoriert. Man konnte viel Geld ausgeben oder sich auch nur die Nase an den Schaufenstern platt drücken. Heute schien, obwohl es Mitte August war, jeder zweite Laden geschlossen, einige Ladenfronten waren sogar mit Brettern vernagelt. Die Buden, die noch offen waren, verkauften frische, rosig-braune Garnelen, glänzende, blauschwarze Strandschnecken, grün-rot-goldene Papierhüte mit der Aufschrift »Barry Island«, Trinkbecher und bunte Souvenirs, Süßigkeiten und kleine Blechspaten, Eimer und Teetabletts für den Strand. Aber die Farbe blätterte überall ab, die Markisen waren zerschissen und ausgebleichen. Nur hie und da schlenderten Menschen die Gassen auf und ab, wo sich früher eine fröhliche Menschenmenge gedrängt hatte.

Hinter dem blassgrünen Geländer, das die Straße vom Sandstrand abtrennte, glitzerte der unberührte braune Sand tausendfach in der Sonne. Die Luft roch wunderbar sauber. Wenigstens das war noch so wie früher.

Mari rannte zu dem Geländer und beugte sich darüber. »Schau doch, das Meer, Nick«, rief sie ihm zu. »Komm, lass uns zum Wasser hinunterlaufen.«

»Und Sand in die Schuhe und die schönen weißen Strümpfe kriegen!«, neckte er sie.

»Kann ich ja ausziehen«, drohte sie scherzhaft und fügte rasch hinzu: »Ach nein, vielleicht später.«

Sie gingen bis zum Rand, wo sich die kleinen Wellen überschlugen und die Schaumkronen vom nassen Sand aufgesaugt wurden. Zwischen den weißen und grauen Bruchstücken von großen Muscheln lagen zwei oder drei winzige rosafarbene. Nick hob sie auf und legte sie

Mari in die Hand. Er sah, wie rot und aufgeschweuert ihre Hände waren von der groben Arbeit, die sie für Mrs Peris zu verrichten hatte.

»Die sind aber hübsch«, sagte Mari, »sie sehen wie kleine rosa Perlen aus.«

»Ich würde dir echte Perlen schenken, wenn ich könnte«, antwortete Nick. Irgendetwas war nicht so ganz in Ordnung an diesem Tag. Es war ein glücklicher, schöner Tag, aber er schmerzte irgendwie.

»Das wäre zwar schön«, sagte Mari, »aber ich brauche doch wirklich keine Perlen. Ich bin auch so glücklich. Hier und heute.«

Einen langen Augenblick sahen sie sich in die Augen.

Schließlich drehte sich Nick um und betrachtete vom Meer aus die Fenster und Dächer der Häuserfront an der Küstenstraße. Von hier aus sah es besser aus. Die Farben wirkten vom salzigen Wind nur ein wenig milde ausgebleicht und die dunklen Fensterlöcher waren kaum wahrnehmbar. In der Mitte stand ein rotes Backsteingebäude im Zuckerbäckerstil, mit Erkern und Türmchen. Am höchsten Punkt thronte ein goldblitzender Hahn auf einer Wetterfahne.

»Was möchtest du gerne tun?«, fragte er sie formell. »Sollen wir erst im Cock einen trinken? Oder hast du schon Hunger? Wir können auch gleich Fisch essen, wenn du möchtest.«

»Oh, zuerst einen Drink. Dann etwas zu essen und danach könnten wir einen schönen Spaziergang machen.«

Sie saßen nebeneinander auf den harten, glänzenden, roten Ledersitzen im Cock und musterten die anderen Gäste neugierig. Nick trank zwei Gläser Bier und Mari zwei Gläser dunklen, süßen Sherry. Nach dem zweiten Glas röteten sich ihre Wangen noch ein bisschen mehr und es fiel ihr immer schwerer, Nicks Erzählungen zu folgen.

Er sprach über die Grubenarbeitergewerkschaft und wie wichtig es wäre, dass jeder Bergarbeiter zu deren Grundsätzen und den Führern stünde, damit alle gemeinsam gegen die Bosse kämpfen könnten.

»So etwas wie 1921 darf es nie wieder geben«, ereiferte er sich.

»Keinen Schwarzen Freitag mehr.«

Mari seufzte. Diesen Nick verstand sie nicht. Natürlich sollte es eine Gewerkschaft geben und natürlich sollten alle Arbeiter darin organisiert sein. Aber was er ihr da sonst noch von Arbeitskampf, Verstaatlichung,

Radikalisierung und der Sankey Commission vorpredigte – das verstand sie nun ganz und gar nicht. Bosse würde es immer geben und sie würden den Arbeitern nie genügend Lohn zahlen wollen. Und sie würden auch nie im Traum daran denken, den Gewinn, den sie machten, zur Sicherung der Gruben zu investieren, nicht, solange es noch genügend Arbeitswillige gab, die auch bereit waren, für einen Hungerlohn zu schuften.

Insgeheim dachte Mari, dass alle Gewerkschaften dieser Welt nicht fähig wären, etwas zu verändern. Es würde immer Männer wie Mr Peris geben, der Besitzer des drittgrößten Kohlenreviers in Südwales war, und Frauen wie Mrs Peris, die ihre handgenähte seidene Unterwäsche nach zwei- oder dreimaligem Tragen an das Zimmermädchen weitergab. Und es würde immer Männer und Frauen wie Nick und sie selbst geben. Wenn die Männer sich auf Anraten Nicks, der ehrlich an die Möglichkeit einer Veränderung glaubte, zum Streik entschlossen, würden die Bosse nichts Eiligeres zu tun haben, als Polizei, Truppen und Streikbrecher herbeizuschaffen, worauf die Grubenarbeiter noch zorniger und hungriger würden, und schließlich, wenn sie völlig zermürbt wären, führen sie doch wieder unter Tage – und das für weniger Geld als vorher. Genau so wäre es, dachte Mari, wenn sie der Haushälterin von Mrs Peris vorschlagen würde, sie wolle zwar nicht mehr die große Wäsche machen, aber trotzdem zwei Shilling extra pro Woche bekommen. Man würde einfach ein anderes Mädchen aus Nantlas statt ihr einstellen und dieses würde liebend gerne ihre Arbeit übernehmen, ohne dafür besondere Zulagen zu verlangen.

Nick hatte zu reden aufgehört und sah sie an. Seine Augen waren von einem ungewöhnlichen Graugrün und leuchteten hell gegen seine dunkle Haut und sein Haar.

»Du verstehst mal wieder kein Wort, was?«, fragte er.

»Aber sicher«, protestierte Mari rasch. »Natürlich verstehe ich das und bin auch ganz deiner Meinung. Also brauchst du mir hier auch keinen Vortrag zu halten wie bei einer deiner Gewerkschaftsversammlungen.« Sie versuchte verärgert auszusehen, rutschte jedoch gleichzeitig auf den harten Sitzen ein wenig an ihn heran. »Ich möchte bloß nicht darüber reden, das ist alles, jedenfalls



nicht heute. Ich möchte dich lieber für mich haben und dich nicht mit jedem Kumpel in Nantlas und in der südwalisischen Grubenarbeitergewerkschaft ständig teilen müssen.«

»Es tut mir leid«, sagte er zerknirscht. »Reden wir nicht mehr davon.« Aber bevor er seinen Arm wieder um ihre Schultern legte, fügte er noch hinzu, als wollte er sie warnen: »Es ist wichtig, Mari. Nicht nur für mich, sondern für uns alle. Ich will nur, dass du verstehst ... Wenn du mich hast, wenn du mich willst, dann hast und willst du auch den Kampf. Möchtest du das?«

»Ja.« Sie beantwortete seine beiden Fragen, dachte aber eigentlich nur an eine.

Überraschend zärtlich für einen großen, starken Mann strich Nick ihr mit den Fingerspitzen über die Wange. Dann grinste er sie an. »Viel zu ernsthaft, viel zu ernsthaft. Was meinst du, sollen wir noch einen Drink bestellen?«

»Du möchtest wohl, dass ich unter den Tisch falle, was?«

»Natürlich. Ich wüsste schon, was ich dort unten mit dir täte. Also einen großen Drink?«

»Nein, danke. Aber ich würde jetzt ganz gerne Fisch essen.«

Als sie später das Lokal verließen, gingen sie im warmen Sonnenschein spazieren. Arm in Arm schlenderten sie an den Läden vorbei und bestaunten das Warenangebot. Im letzten Geschäft kaufte Nick dann schließlich einen weißen Becher, der in goldenen Buchstaben den Namen des Ortes aufgedruckt hatte und mit typischen Ansichten bemalt war.

»Als Erinnerung an diesen Ausflug«, sagte er feierlich.

Mari dankte ihm ebenso feierlich.

Dann schlenderten sie vom Meer weg bis zu dem Punkt, an dem die Straße in einen Sandweg mündete, der sich zwischen groben Grasbüscheln und sonnigen Mulden dahinschlängelte. Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander, lauschten dem Meeresrauschen und spürten das Gras gegen ihre Knöchel schlagen. Nicht einmal eine halbe Meile waren sie vom Trubel des Ortes entfernt und schon schienen sie die einzigen Menschen weit und breit zu sein. Nick blieb an einer Geländemulde stehen, die an drei Seiten von

sonnendurchwärmten Böschungen voller Seegras umgeben, aber vorne zum Meer und zum Himmel offen war. »Lass uns ein bisschen rasten«, sagte er.

Sie setzten sich mit dem Rücken gegen den Sand und fühlten sich sogleich warm und geborgen. Ansonsten war der heisere Schrei einer Möwe zu hören, die über ihren Köpfen schwebte. Zum ersten Mal waren sie jetzt richtig für sich alleine, dachte Mari. Nick legte sich auf den Rücken und schloss die Augen. Ohne den stechenden Blick sah er jünger und weicher aus.

Endlich einmal dachte Nick an gar nichts. Er genoss einfach die Ruhe, den sauberen Geruch der salzigen Luft und das Sonnenlicht, das auf seine Augenlider brannte. Das war so ganz anders als die beengende Finsternis, der Lärm und die oft stickige Hitze des Arbeitsalltags.

Er öffnete die Augen, um Mari anzusehen. Sie lag neben ihm auf einen Ellbogen gestützt und sah zu, wie die Sandkörner langsam neben ihrem Arm versickerten. Mit ihren rosigen Wangen und den runden braunen Augen sah sie wie ein gesunder, glänzend polierter Apfel aus – ein eher ungewöhnlicher Anblick in Nantlas. Nick musterte ihren Körper. Sie war schlank, ohne dünn zu sein, und hatte eine hübsche Taille. Und obwohl sie klein war wie alle Mädchen hier im Tal, hatte sie hübsche Beine und schlanke Fesseln. Nick stellte amüsiert fest, dass sie sehr wohl wusste, dass er sie bewundernd ansah, ihm aber nicht in die Augen sehen wollte. »Deine Schuhe sind voller Sand«, sagte er sanft.

Sofort setzte sich Mari auf. »Ich habe doch gleich gesagt, dass ich sie ausziehen sollte.«

Sie schlüpfte aus den Schuhen, machte dann ganz abrupt und kurz entschlossen ihre Strümpfe los und rollte sie über die Knie und die Knöchel hinunter. Ihre nackte Haut war sehr hell. Nick sah, dass sie kleine, gerade Füße hatte. Plötzlich wurde ihm ihre und seine eigene Verletzlichkeit bewusst. Er kniete sich in den Sand und küsste die Innenseite eines Fußes. Ihre Haut war weich und sehr warm.

Er blickte sie an und sah, dass sie lächelte.

»Wie alt bist du, Mari?«

»Neunzehn. Habe ich dir doch schon gesagt.«

»Glaubst du, das ist alt genug?«